

Vortrag von Dr. Hadwig Müller

Leidenschaft: Stärke der ARMEN - STÄRKE GOTTES

Als mich Bernhard Lübbering fragte, ob ich diesen Vortrag heute halten möchte, konnte ich nicht "nein" sagen. Zu gern habe ich alles, was zum Leben der Gastkirche gehört. Ich freue mich sehr über dieses Zusammenkommen von Menschen, Gruppen, die sich an der Seite von Armen engagieren, die sich wechselseitig darin stärken und andere dazu einladen, die aber vielleicht auch die Schönheit und Freude dieses Engagements feiern wollen (so verstehe ich den Sinn dieser Eröffnung "Heiliges Jahr 2000 - auf Seiten der Armen").

Ich konnte also einfach nicht "nein" sagen - aber ich spreche doch mit Bangen zu Ihnen. Ich komme von meiner Erfahrung her - die ich zehn Jahre in Brasilien mit vielen ganz und gar an den Rand ihrer Gesellschaft gedrängten Menschen zusammen gelebt und gearbeitet habe. Meine Erfahrung ist jedoch nicht wichtiger als Ihre - im Gegenteil: ich beneide Sie darum, hier in Deutschland mit den Armen unserer Gesellschaft leben und arbeiten zu können. Gern möchte ich dazu beitragen, dass Sie den Reichtum dieses Lebens, dieser Arbeit vielleicht noch mehr entdecken. In diesem Sinn ist auch der Titel des Buchs gemeint, das ich im Nachdenken meiner Erfahrungen in Brasilien geschrieben habe: "Leidenschaft: Stärke der Armen - Stärke Gottes". Bernhard Lübbering fand dies einen guten Titel für meinen Vortrag. Doch fehlt etwas in dieser Überschrift, und ich möchte gern gerade darüber sprechen: Leidenschaft: unsere Stärke!

Das Wort "Leidenschaft" verbindet "leiden" und "lieben" oder "Leidensgeschichte und Liebesbeziehung. Diese Bedeutungen werden in anderen Sprachen noch enger verbunden: Denken wir nur an das Wort "Passion", das in vielen europäischen Sprachen für diese Verbindung steht.

Man kann diese Verbindung in doppelter Richtung lesen:

Wer sich liebend auf einen anderen Menschen einlässt oder wer sich in einer solchen Beziehung ganz ohne sein Zutun wiederfindet, der bzw. die wird vielleicht nicht nur Glück und Seligkeit, sondern auch Leiden erfahren.

Auf der anderen Seite gilt: Wer leidet, dem oder der kann gerade durchs Leiden eine neue Beziehungsfähigkeit zuwachsen. Beide Male sind Stärke und Schwäche, Schwäche und Stärke untrennbar verbunden. Unter dem Aspekt der Leidenschaft im Sinne ihrer Schwäche bzw. Stärke, ihrer Leidensgeschichte und Beziehungsfähigkeit, werde ich nun nach den Armen, nach ihrem und unserem Gott, und nach uns selber fragen.

I. Was geschieht mit uns, wenn wir uns auf eine Begegnung mit Armen einlassen?

Unser Erleben und Er-leiden der Armen ... ich sage "unser", Verzeihung: und spreche von mir selber, in der Hoffnung, von Ihnen später zu hören, ob Sie Ähnliches oder ganz Anderes erlebt haben!

Was mir selber in vielen Begegnungen mit den Armen widerfuhr, mit denen ich in Brasilien in langen Jahren vertraut wurde, kann ich nur als ein eigentümliches "arm werden" beschreiben.

„Dein Leben - das sind also die Armen ... aber wie lebst du das? Du kommst aus einer anderen Gesellschaft, einer anderen Schicht, einer anderen Kultur, du hast studiert, hast intellektuelle Ansprüche - wie lebst du auf Dauer unter den Armen? Wie lebst du Reflexion, Vertiefung, Gemeinschaft? Fehlt dir da nicht etwas?“

Immer noch höre ich die Fragen mancher Freunde aus Europa, die mich in São Paulo besuchten. Ihre Fragen verwunderten mich. Sie waren berechtigt, und doch hatte ich sie mir selber nie gestellt. Eingetaucht in den Alltag des Arme-Leute-Viertels am Ostrand von São Paulo, fehlte mir nichts - im Gegenteil: ich fühlte mich bereichert durch dieses Zusammenleben.

Übersah ich etwas? Es gab ja Dinge und Menschen, von denen ein Außen-stehender sagen konnte, dass sie mir fehlten. Dies hatte für mich aber weniger Gewicht als ein anderes schwer zu erklärendes Fehlen. Es war nicht negativ. Es führte in die Mitte der Beziehungen, in und aus denen ich lebte. Es war mir kostbar!

Wie machte sich dieses Fehlen bemerkbar? Etwas in mir wurde leichter, zerbrechlicher. Bezugspunkte, die mich bestimmt hatten, gerieten in Bewegung. Vor allem für ein Urteil hatte ich keine Basis mehr: ich konnte nicht mehr sagen, was "schwach" und was "stark" ist.

Waren sie schwach, die Freundinnen, die mir oft so müde und mutlos erschienen, dass ich nach Besuchen und Treffen wie unter einer erdrückenden Last nach Hause ging? Aber beim langsameren Gehen merkte ich, dass mein Zorn leiser wurde, dass in mir ein Warten wuchs, eine Kraft, die ich nicht zu benennen wagte.

Ihre müde Ungläubigkeit gegenüber dem Sinn des Kämpfens um Rechte war eine Schwäche, an der ich mich wund rieb. Aber wenn sich mir selber der Sinn unserer unendlich kleinen Bemühungen entzog und ich nur noch traurig war, dann stellte sich mit einem Mal Zustimmung in mir ein, und überraschend erhob sich das Leben: zerbrechlich und triumphierend zugleich.

Es gab keine eindeutige Zuweisung mehr: in der Unscheinbarkeit war Größe, in der Ohnmacht doch so etwas wie ein leiser Sieg. Meine Orientierung verlor sich. Das hatte aber nichts Bedrohliches, es eröffnete mir vielmehr eine neue Lebendigkeit. Ich ging mir selber verloren - dass dieses Gefühl meine Erfahrung mit den Armen stärker prägte als jedes andere, wurde mir merkwürdigerweise erst bei einem Erlebnis deutlich, das ich nach meiner Rückkehr hier in Europa hatte.

An einem Morgen saß ich in der Metro, kurz hinter dem südlichen Stadtrand von Paris. Der Wagen war ziemlich leer, wir hatten noch eine längere Fahrt vor uns bis zum Zentrum. Da stiegen drei ältere Männer mit ihren Musikinstrumenten ein. Der eine stellte einen Kontrabass vor sich auf, der andere setzte ein Saxophon an den Mund, der dritte öffnete ein Akkordeon. Sie brachten eine andere Welt zu uns, die in dem Wagen saßen. Sie waren Gezeichnete. Niederlagen, ein Leben am Rand der Gesellschaft, vielleicht auf der Straße, hatten ihre unübersehbaren Spuren hinterlassen. Ihre müden, fast teilnahmslosen Gesichter standen in einem eigenartigen Kontrast zu ihrer vielstimmig erzählenden Musik.

Beim Hören war mir, wie wenn mir der Boden unter den Füßen weggezogen würde. Ich spürte diese Veränderung in mir, die ich eben zu beschreiben versuchte: meine Kenntnisse und Pläne, meine Sicherheit, meine Möglichkeit, mich fortzubewegen, ja auch meine Beziehungen - alles, was mich auszumachen schien, galt nichts mehr. Es war wie wenn ich völlig entblößt, nur im Besitz einer nicht zu besitzenden Wahrheit über mich selber wäre.

Bei einem späteren Besuch in São Paulo, bei den Schwestern, die mit den Straßenleuten arbeiten, erkannte ich dieses Erleben wieder:

Als ein alter Mann, gezeichnet vom Leben auf der Straße, mir zuerst die Tür zu dem Gemeinschaftszentrum offen hielt und dann, mit ebenso königlicher Geste, mir und sich selber Stühle hinschob, damit wir miteinander sprechen könnten, sich erzählen ließ, wer ich sei, und mich schließlich fragte, was ich für sein Land Brasilien getan habe.

Beim Antworten auf diese Frage wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Mit meinem Nichtwissen nahm wieder ein Fehlen von mir Besitz: Mein Tun, meine Fähigkeiten und Erfahrungen waren mir entglitten. All das war nicht mehr wichtig oder eigentlich gar nicht mehr vorhanden. Was vielleicht als einziges von mir noch zählte, war eine nicht weiter aussprechbare Hoffnung - mein Dasein war wie konzentriert in einer bloßen Offenheit.

Arm werden in der Beziehung zu den Armen: damit ist für mich immer deutlicher eine Offenheit und auch eine Passivität verbunden, in denen ich keineswegs nur eine Schwäche zu sehen vermag.

Als ich mich auf Situationen einließ, in denen ich arm wurde, an Wissen und an Macht, begann ich empfänglich dafür zu werden, dass ich beschenkt wurde. Ich begann, den Widerstand der Dinge und die Fremdheit eines anderen Menschen in anderer Weise zuzulassen, ich war eher bereit, das darin liegende Geheimnis des Lebens zu empfangen und auch zu erleiden.

Arm werden und sich beschenken lassen waren wie zwei Seiten ein und derselben Passivität, die sich aber erst im Maß der Zustimmung zu dieser Passivität zeigten.

Zu Beginn meiner Zeit in Brasilien gab es diesen Moment, in dem ich wusste, dass meine Zukunft von einer Entscheidung abhing.

Wenn ich bleiben wollte, musste ich einer gewissen – für mich damals ganz neuen – Passivität zustimmen, sonst konnte ich wieder weggehen, mein Bleiben hatte keinen Sinn.

II. Was macht das Leben der Armen - in Brasilien und Europa - so mühsam und unerträglich?

Kann man vom Leiden der Armen sprechen? Nicht von außen, nicht außerhalb des eigenen Mit-leidens, nicht ohne die Armen selber zu hören ...

Von außen kann man wohl von den Bedingungen sprechen, die ein Leben unerträglich machen - nach Meinung einer Person, die dieses Leben nicht von Geburt an selber "lebt".

Solche Bedingungen möchte ich für Brasilien zu benennen versuchen, weil ich auf dieser Basis auch nach den Bedingungen fragen kann, die in Europa das Leben verarmter Menschen kennzeichnen.

Die Armut, die ich in Brasilien kennen gelernt habe, ist wie ein Abgrund: Je näher man ihm kommt und je mehr man meint, einen Blick hinab riskieren zu können, desto unabsehbarer wird die Tiefe, die sich einem auftut. Armut, das lernte ich bei den Menschen am Stadtrand von São Paulo, bei jenen, die auf den Straßen des Zentrums leben, und später im Nordosten kennen:

Armut ist geraubtes Leben. Zu diesem Leben gehören Menschenrechte, gehört eine durch diese Rechte gesicherte Freiheit, gehört ein Selbstbewusstsein, gehört eine Vision der eigenen Zukunft. All das ist den Armen in Brasilien genommen. Das will ich kurz verdeutlichen.

Von allen Rechten auf ein menschenwürdiges Leben halte ich das Recht auf Land für grundlegend. Das geraubte Recht auf Land zieht den Raub aller anderen Rechte nach sich und zementiert die entsprechenden Abhängigkeiten. Das habe ich sowohl in São Paulo erlebt, wo ich lange Jahre die Landlosenbewegung begleitete, als auch im sogenannten Innern des Landes im Nordosten.

"Auf der einen Seite - so schrieben die Bischöfe in Brasilien schon vor zwölf Jahren - verteidigen bestimmte Sektoren der Gesellschaft das absolute Recht auf Eigentum, für das es keine Höchstgrenze gibt. Auf der anderen Seite haben zahllose Arbeiter keinen Zugang zum Eigentum; sie warten und geben die Hoffnung nicht auf, eines Tages doch noch Eigentümer einer kleinen menschenwürdigen Wohnung zu sein."

Rechtlosigkeit bedeutet Abhängigkeit. Wie stark diese Abhängigkeit alle Lebensbereiche prägt und wie ohnmächtig sie macht, das erfuhr ich vor allem auf dem Land im Nordosten Brasiliens. Ob Landlose ein gepachtetes Feld bewirtschaften können, ob ihre Kinder Schulunterricht und eine Ausbildung bekommen, ob sie, wenn sie einen Unfall haben oder krank sind, behandelt werden ... das alles ist nicht ein Recht, sondern ein Zugeständnis, eine Gunst derer, die das Land besitzen und zugleich die Mächtigen am Ort sind.

Dieses System einer unentrinnbaren Abhängigkeit ist um so teuflischer, als es die Abhängigen vereinzelt. Die Gunsterweise werden individuell unterschiedlich verteilt. Das schürt die Verunsicherung unter den Abhängigen, solidarische Aktionen werden nahezu unmöglich. Die Flucht in die großen Städte bleibt der einzige Ausweg aus einem System, das alles in eisernem Griff hält.

Der Raub der Rechte und der Freiheit hat fast immer einen Raub des Bewusstseins dieser Situation zur Folge. Sie ist einfach zu schmerzlich, um sich immer darüber im Klaren zu sein. Viele Arme lassen sich entweder einreden, dass sie gar nicht zu den Armen gehören, oder sie lassen sich einreden, dass sie selber an ihrer Situation schuld sind. Viele lassen sich täuschen, viele lassen sich ein Gefühl der Minderwertigkeit einimpfen. Sie verachten sich selber.

"Das grundlegende Unrecht - so schrieben 1992 die Ordensleute von Brasilien - ist das den Armen geraubte Bewusstsein. Ihnen wurde ein Bewußtsein der Unterlegenheit eingepflicht ..." (Publicações CRB/1992: A Leitura Profética da História, São Paulo 1992, 23). Das Schlimme an diesem Raub ist, dass er sich nicht erstaten lässt. Nichts ist schwerer als verletztes Selbstbewusstsein zu heilen.

Raub der Rechte und der Freiheit, Raub des Bewusstseins, Beraubte zu sein: damit wird den Armen schließlich auch die Dimension geraubt, mit der sich eine Hoffnung auf Veränderung und der Kampf dafür verbinden.

Ihre Zukunft wird ihnen geraubt. Die Ausgeschlossenheit der Armen vom Besitz bedeutet auch, dass sie nicht die Mittel haben, um zu planen. Hilflos denken sie an die Zukunft ihrer Kinder. Entbehrung und Not können sich in einem Schrei äußern.. Aber mit diesem Aufschrei ist kein organisiertes Handeln verbunden, darum lässt er sich leicht zum Verstummen bringen oder auch manipulieren. Vor allem das Fehlen einer Zukunftsperspektive verleiht dem Leben der Armen seine Zerbrechlichkeit.

Wie sieht das bei jenen aus, die in Europa zu den Armen gehören?

Die Sozialkommission der französischen Bischöfe hat 1996 eine deutliche Erklärung veröffentlicht unter der Überschrift: "Der soziale Abstand ist keine Schicksalsfügung".

In diesem Text wird von den Opfern einer Gesellschaft gesprochen, die paradoxer Weise mehr Pläne und Maßnahmen als je gegen den gesellschaftlichen Ausschluss kennt.

Die französischen Bischöfe nehmen Stellung: Sie sprechen von den Armen nicht außerhalb eines gesellschaftlichen Widerspruchs, den sie wie eine Wunde empfinden, und klagen jene an, die diese Wunde nicht spüren und sogar von ihr profitieren. Weil dieser Text sich in dieser Weise engagiert, nehme ich ihn hier zum Ausgangspunkt - und nicht etwa die gemeinsame Erklärung der Kirchen in Deutschland. Ich zitiere die französischen Bischöfe:

„Ein Abstand wächst heute zwischen jenen, die noch die Möglichkeit haben, sich anzupassen und von den Entwicklungen zu profitieren, und einem wachsenden Teil der Bevölkerung, dessen sozialer Zusammenhalt sich auflöst. Er stellt jene ins Abseits, die, aufgrund irgendeiner Schwäche oder Behinderung schon an den Rand gedrängt sind: das Leben verletzt sie immer schmerzhafter; und das Zusammenleben wird problematisch. Menschliches Dasein steht von Grund auf in Frage. Der einzelne hat keine Orientierung mehr, um seine Persönlichkeit aufzubauen.

Einige Familien kennen Arbeitslosigkeit schon in der dritten Generation, die Jugendlichen haben keine Basis, um ihre eigenen Familien zu gründen. Arbeit wird zu einem seltenen Gut. Die Unruhe angesichts der Zukunft nimmt zu. Der wachsende soziale Abstand verstärkt den Individualismus: dieser verletzt jene, die unfähig sind, sich zu verteidigen, und begünstigt die Geschickteren.

Der soziale Abstand verstümmelt jene, die sich an einen unmäßigen Lebensrhythmus und an ungerechte Arbeits- und Lohnbedingungen anpassen müssen, um ihre Stellen nicht zu verlieren. Er verstümmelt auch jene, die sich zu Sklaven des Geldes machen und ihre eigene Menschlichkeit zugrunde richten. Aber am meisten verletzt er jene, die auf dem Stellenmarkt keine Chance mehr haben, sich für nutzlos halten und nur noch die Brosamen eines Wachstums auflesen können, das ohne sie fortschreitet.“

Isolierung und der Verlust von Orientierung für das persönliche Leben scheinen weniger das Gesicht der Armut in Brasilien zu prägen. Auf der anderen Seite haben Verarmungsprozesse in Europa weniger mit dem Raub der Rechte und der Freiheit zu tun. Aber ein gemeinsamer Zug der Armut hier wie dort lässt sich doch erkennen: die Ohnmacht angesichts der Zukunft, das Fehlen einer Zukunftsperspektive!

Eine Freundin, die hier in der Gemeinde-Caritas arbeitet, sagte mir, dass sie darin die größte Armut erkennt. Es handle sich nicht mehr nur um eine Sorge um die Zukunft, die ungesicherter geworden ist, sondern es fehle überhaupt eine Vision, ein Projekt für die eigene Zukunft bei jenen, die sich daran gewöhnen, von den Resten einer Gesellschaft zu leben, in der die Einkommen immer ungerechter verteilt sind.

Das Fehlen einer Zukunftsperspektive kennzeichnet die ganze Gesellschaft. Ich zitiere noch einmal die französischen Bischöfe:

„Es herrscht ein Pragmatismus, der auf unmittelbare Umsetzung drängt. Ein Marktgesetz, das

nichts als kurzfristige Rentabilität kennt und oft unmoralisch ist, wird als Realismus ausgegeben. Die Ungleichheit der Einkommen wird als Anreiz für das Wachstum vorgestellt. Diese Logik liegt außerhalb der Möglichkeiten von Millionen von Personen. Die Finanzregeln und Marktgesetze entgehen einer Lenkung – die von einigen sogar ablehnt wird.

Daraus ergibt sich, dass es fast unmöglich wird, von einem Gesellschaftsprojekt zu sprechen. Wohin gehen wir? Diese Frage erscheint heute utopisch, ja unangemessen. Das Schweigen über ein gesellschaftliches Projekt enthüllt eine Art Lähmung des ganzen sozialen Körpers.“

III. Wie er-leiden die Armen ihr schwieriges Leben? Inwiefern wächst ihnen darin Beziehungsfähigkeit zu?

Jetzt möchte ich wieder zu den Armen selber zurückkehren, mit denen ich vertraut geworden bin: den Armen in Brasilien. Es geht darum, in ihrem Leiden auch ihre Leidenschaft, ihre Fähigkeit zum Lieben, zu Beziehungen, zu entdecken. Aber ich möchte damit nicht beginnen, ohne eine kleine Geschichte zu erzählen, die meine brasilianischen Freundinnen mit den Armen der Gastkirche verbindet:

Die Gastkirche entdeckte ich ja mit einer brasilianischen Schwester, Regina, die mich vor fünf Jahren besuchte. Sie arbeitet in São Paulo mit den Leuten, die, manchmal schon in der zweiten und dritten Generation, auf den Straßen der Innenstadt leben. Sie wollte hier in Europa gern interessante Menschen und Gemeinschaften kennen lernen.

An dem Montag Nachmittag, an dem wir in der Gastkirche waren, lud Bernhard Lübbering die Freunde und Freundinnen von der Straße zu einem Kaffee ein, um mit Regina, der Schwester der Straßenleute in São Paulo, ins Gespräch zu kommen.

Regina und ich merkten, dass in der Gastkirche ein wenig Skepsis herrschte, ob die eingeladenen Freunde von der Straße wohl genügend Interesse an einem Gespräch mit einer brasilianischen Schwester hätten, bei dem übersetzt werden musste.

Ich freute mich auf das Gespräch, und ich erinnere mich noch heute gut daran, wie angeregt, wie spannend und voller Anteilnahme und Wiedererkennen, voller Vergnügen und Solidarität dieser Austausch mit den etwa vierzig Männern und einigen Frauen war. Was wollten sie als erstes wissen? "Wer beerdigt die Leute, die in São Paulo auf der Straße leben?" Regina war beeindruckt: dieselbe zentrale Frage wie in São Paulo!

Die Freunde von der Straße waren nicht nur wegen des Kaffees gekommen, nein: das Gespräch, der Austausch war ihnen so wichtig, dass eigentlich keiner so richtig damit aufhören wollte. Beziehungen knüpfen, mit Beziehungen rechnen, über den Tod hinaus: das war für die Leidenden der Straße, wie die Obdachlosen in Brasilien heißen, auch in Recklinghausen entscheidend, genauso wie Brasilien!

Ich glaube - das ist für mich wie eine Wette - dass der Zusammenhang von Leiden und einem verfeinerten Sinn für Beziehungen auch für die Menschen gilt, die in Deutschland am Rand der Gesellschaft leben, und nicht nur für die Armen in Brasilien. Diese wiederum zeigen zwar oft eine ausgesprochene Begabung, sich mitzuteilen. Aber oft besteht ihre Mitteilung gerade darin, dass sie sich verberaen.

Auch das kann eine Brücke zwischen den Armen dort und hier sein! Gerade dort in Brasilien, wo für meine Begriffe das Leben unerträglich war und ich wie angestrengt auf einen Schrei wartete, um eine mich beklemmende Traurigkeit loszuwerden, gerade dort hörte ich keine Klage. Ihre Abwesenheit wurde für mich zu einer um so lauterer Sprache, die ich allmählich verstehen lernte.

Es gibt so tiefgehende Verletzungen, dass eine Mitteilung in der Klage gar nicht möglich ist und einem Menschen nur das Sich-verbergen als Hinweis auf seinen Schmerz bleibt.

Der Schmerz des gesellschaftlichen Ausschlusses kann aber auch die Empfindungsfähigkeit der Betroffenen in einer Weise bloß legen, dass sie in ihrer Dünnhäutigkeit verrückt werden. Meistens sind freundschaftliche Beziehungen die Voraussetzung dafür, dass Verletzte klagen und sprechen lernen.

Jede Weise des Empfindens und Mitteilens von Schmerzen, sei es im totalen Rückzug, in der verzweifelt Verrücktheit oder in der Klage, ist jedoch eine Arbeit, in der das Leiden - so sagt Dorothee Sölle - aktiv vollzogen und so zur Passion, zur Leidenschaft, wird.

Leiden und Beziehungsfähigkeit ... Ich möchte dem noch etwas hinzufügen, was mir gerade in zunehmender zeitlicher Distanz zu meinem Leben in Brasilien immer deutlicher wurde:

Die Armen in Brasilien haben eine eigentümliche Empfänglichkeit für das Leben mit all seinem Licht und all seinem Schatten. Sie wissen, dass es keine Macht der Welt gibt, die Leben sichern kann, und kein Geld, das Gesundheit und Schmerzfreiheit oder gar Frieden und glückliche Beziehungen kaufen kann. Das Leben ist nicht Frucht eigener Bemühungen, sondern Geschenk. Dieses Bewusst-sein prägt besonders die armen Frauen in Brasilien. Für sie ist das Empfangen und Empfinden eine Fähigkeit, die vor dem Geben und dem Tun kommt. Ihre Empfänglichkeit schließt nichts aus. Die Armen verstehen sich nicht darauf, auszuwählen, ja zu sagen zu diesem schönen Tag mit guten Begegnungen und einer Arbeit, die leicht von der Hand geht, und nein zu sagen zu diesem anderen schweren Tag, an dem sich alles gegen sie zu verschwören scheint. Ihre Bereitschaft zum Empfangen ist die Bereitschaft, alles zu empfangen und durch das Empfangene verändert zu werden, in Mitleidenschaft zu geraten, Schmerzen zu erleiden.

Die Bereitschaft der Armen, das Leben zu erleiden, schließt auf der anderen Seite auch die Bereitschaft ein, das Leiden mit Leben zu umgeben. So ist es noch in der Stadt ein heiliger Brauch, in dem Haus, in dem ein Mensch im Sterben liegt oder in dem ein Toter aufgebahrt ist, zu einer Nachtwache zusammen zu kommen. In wechselnden kleinen Gruppierungen sprechen da Menschen miteinander, und es ist, wie wenn die Lebenden nichts als ihr Beziehungen knüpfendes Wort gegen den Tod haben und als sprechende Gemeinschaft garantieren, dass die Trennung, das Verstummen nicht endgültig ist. Wer in der Nähe dessen, der aus dem Leben weggeht, das Netz des Lebens webt, ist nicht nur empfänglich für dieses zerbrechliche Leben, sondern gibt ihm zugleich Kraft.

Gerade bei den Frauen wird dies deutlich: Ihre Zustimmung zum Leiden schwächt sie nicht, so dass sie vor den geradezu unbegrenzten Schwierigkeiten, denen sie sich immer wieder ausgeliefert sehen, kapitulieren würden. Im Gegenteil, ihre Zustimmung zum Leiden lässt sie eher standhalten, und sie machen dabei die Erfahrung, dass ihre "Passivität" die Form des Widerstands ist, die schließlich den Sieg davon trägt. Sie erkennen die eigenmächtige Realität der Zeit an, das macht ihre Geduld zur Stärke.

Der Empfänglichkeit für das Leben wird alles zur Gabe. Gabe bedeutet: nicht verdient, nicht hervorgerufen, nicht gemacht, und auch nicht vorgesehen ... Eine solche Gabe ist die und der andere für meine brasilianischen Freundinnen besonders dann, wenn sie stören! Ob eine verzweifelte Nachbarin gerade in dem Moment hereinkommt, in dem man unbedingt aufbrechen muss, um pünktlich zu einer Verabredung zu sein, oder ob ein Gast in der Tür steht, wenn die schweren Arbeiten an diesem Tag scheinbar keine Unterbrechung zulassen - die betroffenen Frauen habe ich gerade in diesen Momenten sich entspannen sehen, wie wenn sie nichts anderes vorgehabt hätten als die Nachbarin zu beruhigen oder wie wenn sie auf den Gast schon lange gewartet hätten.

Die Armen in Brasilien haben eine hohe Achtung vor dem- und derjenigen, die stört. Es ist wie wenn die wirkliche, die wichtigere Begegnung vor allem als nicht geplante stattfindet. Es ist wie wenn der im anderen verborgene Gott mir nur begegnen kann, indem er stört.

IV. In welcher Weise wissen die Armen Leiden und Leidenschaft Gottes?

Eine merkwürdige Frage, werden Sie finden ... Sie erklärt sich von meinen Erfahrungen in Brasilien her. Aber ich glaube, dass sie auch für uns selber, so wie wir hier sind, und für unsere Gespräche mit den Armen hier wichtig ist!

Die Armen in Brasilien wissen, dass ihre Stärke in ihrer Geduld liegt. Auch Gottes Stärke liegt für sie in seiner Geduld. Sie wissen ihn in erster Linie als "demütig".

In einer Alphabetisierungsstunde las eine schwarze Frau langsam aus einem Buch mit dem Titel "Deus negro" vor und unterbrach sich mit der Frage: "Wie ist das eigentlich: ist Gott wirklich schwarz/Neger?" Und bald kam von einer weißen Frau die Antwort: "Ja, er muss wohl schwarz sein, denn er ist demütig."

Portugiesisch: humilde, ein oft und gern gebrauchtes Wort, das meint: Gott ist langsam, er drängt sich nicht auf, nimmt mit dem letzten Platz vorlieb, er kann warten ...

Die Gottesrede der Armen ist davon geprägt, dass sie mit Gott vertraut sind. Sie sprechen aus der Erfahrung seiner treuen Nähe an ihrer Seite. In dieser nahen Beziehung erkennen sie Gott als ihnen ähnlich. Dass Gott demütig ist, wissen arme Frauen mit ähnlicher Sicherheit, wie sie von sich selber und vor allem von den Schwarzen unter ihnen wissen, dass sie demütig sind. Ihre Liebe zum unscheinbaren und schwachen, zum leidenden Gott, zu Christus und zu den Heiligen, die wie Franziskus die Spuren des Leidens an ihrem Leib tragen, ist wie ein freudiges Wiedererkennen: Gott ist ihnen durch sein Leiden nahe und wesensverwandt.

Der ihnen ähnliche Gott, der sich im Leiden auskennt, und der "größere" Gott, den sie als Ursprung allen Lebens wissen, ist für sie ohne Schwierigkeit ein- und derselbe Gott. Denn neues Leben lässt sich nicht ohne Leiden hervorbringen. Zugleich birgt jedes Leiden eine Verheißung, ähnlich den Schmerzen einer Schwangerschaft und Geburt. Dass Gottes Bild ein zu Tode verletzter Mensch ist und dass Gott in ihm zugleich als Auferstehung und unzerstörbares Leben gegenwärtig ist, bekommt für die Frauen eine Bedeutung, die gerade sie gut verstehen und die sie tröstet: Aus ihren eigenen Verletzungen und ihrem Leiden geht Leben hervor wie in einer Schwangerschaft. Die Nähe, in der sich die Frauen zum leidenden Gott wissen, ist zugleich Ausdruck ihrer verrückten Hoffnung, dass aus der Solidarität im Leiden eine neue Welt hervorgeht, in der es kein Leiden mehr gibt.

In Christus als Bild des leidenden Gottes verkörpert sich für sie eine Liebe, die sich ohne Vorbehalt, ohne Ausnahme schenkt, die keine Angst hat, sich zu verschwenden, die sich auch angesichts der Verslossenheit, der Schwerfälligkeit und Vergesslichkeit der Menschen, nicht verweigert. Diese Großzügigkeit und Furchtlosigkeit der Hingabe ist den Frauen nicht fremd. Damit gehört Christus in ihr Leben. Seine Liebe ist ohnmächtig, nicht nur ohne Macht den Feinden gegenüber, sondern auch unfähig, sich zurückzunehmen; auch in dieser Ohnmacht der eigenen Liebe gegenüber erkennen die Frauen ihre Schwäche wieder. Aber in dieser Schwäche liegt zugleich die Stärke dieser Liebe, ihre Freiheit. Die furchtlose Hingabe, die Christus für die Frauen verkörpert, bestärkt sie in ihrer eigenen Hingabe.

V. In welcher Weise können wir unsere Beziehung zu den Armen beschreiben?

Wieder sage ich "wir" - weil ich gleich von Ihnen hören möchte - spreche aber zuerst von mir selber.

Für den Teil meines Lebens, den ich an der Seite der Armen in Brasilien verbracht habe, würde ich meine Beziehung zu ihnen nach ihrem Ursprung und ihrer Besonderheit, ihrer Dauer und Wechselseitigkeit und nach ihrem alltäglichen Leben in einem solidarischen Handeln beschreiben.

Beim Eingehen auf die erste Frage danach, was mit uns geschieht, wenn wir uns auf eine Begegnung mit Armen einlassen, habe ich meine Erfahrung als ein "arm werden" beschrieben, dem ich irgendwann zugestimmt habe. Ich konnte damals nicht anders als zuzustimmen, empfänglicher - und ein winziges bisschen geduldiger zu werden, mich beschenken zu lassen. Diese Veränderungen vollzogen sich in mir allmählich, fast ohne mein Zutun. Ich ließ sie zu. So ähnlich war es auch mit meinem Weggehen nach Brasilien gewesen. Gesichter, Menschen hatten mich angezogen, ich hatte mich anziehen lassen, sonst nichts.

Die Entscheidungen, die bewusste Zustimmung zu den Konsequenzen kamen hinterher. Das Erste war nicht die Stärke meines eigenen Wollens und Handelns, sondern eine gewisse Passivität.

In diesem Sinn kann ich meine Beziehung zu den Armen von ihrem Ursprung her nur als eine Schwäche beschreiben. Sagen wir nicht: ich habe eine Schwäche für dich, wenn wir einem Menschen unsere Zuneigung gestehen? Damit meinen wir nichts anderes, als dass wir nicht viel für oder auch gegen diese Zuneigung unternehmen können. Sie ergreift uns vom Ort des anderen her.

Das drückt für mich das Wort "Vorliebe" aus. Es bewahrt einen Hinweis auf den nicht ableitbaren Ursprung einer besonderen privilegierten Beziehung. Darum ziehe ich es dem Wort "Option", "Option für die Armen" vor. Eine Option ist eine auswählende und damit auch ausschließende, und als solche begründete Entscheidung. Die besondere Liebe zu einem Menschen oder zu einer Gruppe ist aber in ihrem Ursprung keine Entscheidung, die durch bestimmte Gründe gerechtfertigt werden könnte. So gilt auch Gottes Vorliebe den Armen nicht aufgrund irgendeiner moralischen oder religiösen Qualität, die sie vor anderen auszeichnen würde. "Der Grund ist einfach der, dass Gott so ist", sagt Jon Sobrino (Mysterium Liberationis I, 485). Seine und auch unsere Vorliebe ist eine unerklärliche Bewegung des Herzens, die wir nicht willkürlich hervorrufen oder tun, sondern die wir nur erwarten und empfangen können.

Eine solche geschenkte und zugleich besondere, privilegierte Beziehung zu einem oder einer Gruppe von Menschen ist schwer zu akzeptieren. Zur Gerechtigkeit gehört doch grundlegend das Moment der Gleichheit. Vorliebe, die Ungleichheit impliziert, ist ungerecht. Oder es handelt sich um eine andere Gerechtigkeit!

„Wenn alle je vier Äpfel hätten,/ wenn alle gesund und stark wären wie ein Ross,/ wenn alle gleich wehrlos wären in der Liebe,/ wenn jeder dasselbe hätte,/ dann brauchte keiner den andern./ Ich danke DIR, dass DEINE Gerechtigkeit Ungleichheit ist ...“ so heißt es in einem Text von Jan Twardowski.

Wo die Vorliebe beispielsweise innerhalb einer Familie existiert, wird sie gern geleugnet. Gerade christliche Gemeinschaften scheinen den Grundsatz zu haben, dass alle füreinander die gleiche Liebe aufbringen. Alle im allgemeinen zu lieben: damit ist scheinbar der Gerechtigkeit Genüge getan; aber die Liebe selber wird im Keim erstickt. Wenn niemand im Besonderen geliebt werden darf, darf niemand geliebt werden.

Zur Unerklärlichkeit des Ursprungs der Liebe, die einen Menschen, eine Gruppe von Menschen aussondert, gehört allerdings die erklärte Entscheidung dafür, mit diesen Menschen viel Zeit zu verbringen, um mit ihnen vertraut zu werden.

Vertraut werden mit einem anderen ist ein wechselseitiger Vorgang. Unnachahmlich beschreibt ihn Antoine de Saint-Exupéry. "Sich vertraut machen": damit erklärt der Fuchs dem kleinen Prinzen, was "zähmen" bedeutet. Ich zitiere aus ihrem Gespräch.

„Vertraut machen?“ „Gewiss“, sagte der Fuchs.

„Noch bist du für mich nichts als ein kleiner Junge, der hunderttausend kleinen Jungen völlig gleicht. Ich brauche dich nicht, und du brauchst mich ebenso wenig. Ich bin für dich nur ein Fuchs, der hunderttausend Füchsen gleicht. Aber wenn du mich zähmst, werden wir einander brauchen. Du wirst für mich einzig sein in der Welt. Ich werde für dich einzig sein in der Welt ... Wenn du einen Freund willst, so zähme mich!“

„Was muss ich da tun?“ sagte der kleine Prinz. „Du musst sehr geduldig sein“, antwortete der Fuchs.

„Du setzt dich zuerst ein wenig abseits von mir ins Gras. Ich werde dich so verstohlen, so aus dem Augenwinkel anschauen, und du wirst nichts sagen. Die Sprache ist die Quelle der Missverständnisse. Aber jeden Tag wirst du dich ein bisschen näher setzen können ...“ (A. de Saint-Exupéry, Der kleine Prinz, Düsseldorf 531998, 67-69)

Miteinander vertraut werden: das ist ein langer Prozess, bei dem man Zeit und Geduld investieren muss. Kein einzelner Augenblick kann die Dauer ersetzen. Kein einzelnes Wort kann die Gesten der Anwesenheit ersetzen. Kein einmaliges Ereignis kann die wiederkehrende Folge der vielen winzigen Zeichen des Interesses ersetzen.

Diese geduldige wechselseitige Arbeit, durch die Menschen mit einander vertraut werden, gehört für mich wesentlich zu meiner Beziehung zu den Armen. Durch dieses langsame Weitergehen mit einander wird die besondere und vielleicht ein wenig verrückte Liebe, die uns zu einem Menschen oder einer Gruppe von Menschen ergreift, zu einer Bewegung, die weitergeht und auch andere zu ergreifen und verändern und zu beleben vermag.

Und in dieser Ausstrahlung liegt dann die Gerechtigkeit unserer ungerechten Vorliebe.

Aber - so werden Sie denken - ich spreche von den Armen, wie wenn es sich um "normale" Menschen handelt, für die wir in uns eine Schwäche, eine Vorliebe entdecken - oder auch nicht! - mit denen wir Zeit verbringen, um miteinander vertraut zu werden.

Es handelt sich jedoch um Menschen, denen wir in erster Linie Hilfe und Solidarität schuldig sind! Können wir überhaupt unter dem Aspekt von Freundschaft und persönlichen Beziehungen von den Armen sprechen? Ist das nicht so etwas wie ein Luxus? Müssen wir nicht zuerst alles dafür tun, dass sie aus der Notlage, in der sie sich befinden, frei kommen?

Ich denke wirklich, dass für diese Fragen die Bibel mit ihren alten Geschichten die einfachste Antwort gibt. Immer und immer wieder wird Gott dort als der bezeugt, der seine Schwäche für bestimmte Menschen, für ein bestimmtes Volk erklärt: "Ich will da sein bei dir, ich bin mit dir ..." In dieser Nähe lässt er sich berühren durch die Bedrückung einzelner Frauen und durch die Not des ganzen Volkes: "Gesehen habe ich, gesehen die Bedrückung meines Volkes, das in Ägypten ist, ihren Schrei vor seinen Treibern habe ich gehört, ja, erkannt habe ich seine Leiden. Nieder zog ich, es aus der Hand Ägyptens zu retten ..." (Ex 3,7-8)

Auch wir, so habe ich es in Brasilien erlebt, werden erst in der Freundschaft, in der wir mit den Armen vertraut werden, zu solchen, die ihre Verletzung sehen, ihre Klage hören und die dann nicht anders können als sich einzumischen und Wege der Befreiung mit den Betroffenen zu gehen, in ihrem Rhythmus, an ihrer Seite ...

Das wäre eine eigene Meditation wert, was es heißt, ein Jahr "auf Seiten der Armen" auszurufen und dieses Jahr an ihrer Seite zu gehen ...

(Hinweis auf meine Idee zu einem konkreten solidarischen Handeln, das die Vorliebe und die Geduld des Miteinander - Vertraut - Werdens in einer befreienden Praxis verbindet: in mehr Kirchen eine Präsenz wie in der Gastkirche beginnen, daran würde ich mich selber gern beteiligen!)